

Architekt*innen Interview: Selbstbau

Veröffentlicht am 14. Dezember 2022 von Michelle Schneider

<https://www.baudokumentation.ch/fachwissen-szene-artikel/interview/architektinnen-interview-selbstbau/45346959>

Als Selbstbauten werden Bauvorhaben bezeichnet, die fast oder komplett ohne Hilfe von Fachleuten errichtet werden. Obwohl diese Praxis in einigen Nachbarländer recht verbreitet ist, ist sie in der Schweiz eher selten ein Thema. Zwei junge Architekturschaffende Guillaume Yersin und Cloé Gattigo haben sich dennoch der Herausforderung gestellt, das Büro von Saas Sàrl, ein Atelier und ein Pied-à-terre im Zentrum von Genf selbst zu bauen.

Guillaume, wie sind Sie zu diesem Projekt gekommen?

Mit Saas sàrl waren wir seit der Gründung unseres Büros im Jahr 2012 treue Mieter in diesem Gebäude. Dann ergab sich die Gelegenheit, einen angrenzenden grösseren Raum zu kaufen und so unser Büro und unseren Lebensraum zu einer Einheit zu verbinden. Es ist ein etwas ungewöhnliches Programm, aber es spiegelt einige unserer Überlegungen darüber wider, wie wir heute leben und arbeiten und auch hilft, die Wege im Alltag zu verkürzen. Es handelt sich um eine Art «Stadtvilla», in der sich das Büro im Erdgeschoss sowie ein Atelier und Pied-à-Terre im Obergeschoss befinden. Die Besonderheit besteht darin, dass an den Werktagen der Wohnraum verkleinert werden kann: Dazu wird die Küche geteilt und das Esszimmer in einen Besprechungsbereich umgewandelt. Und am Wochenende kann dann das Büro hinter einem Vorhang versteckt und der zentrale Besprechungsbereich in ein Esszimmer verwandelt werden.

Dass wir selber angepackt haben, hatte vor allem finanzielle Gründe. Als junge Architekturschaffende hätten wir das Projekt sonst nicht stemmen können.



Das Büro kann hinter einem Vorhang versteckt werden. Der zentrale Besprechungsbereich verwandelt sich an Wochenenden in ein Esszimmer. © Guillaume Yersin

Wie funktioniert das Prinzip Selbstbau in der Praxis. Ist es so romantisch, wie man es sich vorstellt?

Das Besondere an diesem Projekt war, dass wir gleichzeitig als Bauherren und -schaffende agierten. Das ist aus meiner Sicht eine der wenigen Konstellationen, in denen Selbstbau funktionieren kann - zumindest in der Schweiz.

Denn die Bauweise lässt sich nur schwer mit klassischen Lebensmodellen kombinieren: Im Normalfall wohnt man an einem Ort, geht tagsüber zur Arbeit und kehrt abends nach Hause zurück. Beim Selbstbau muss man während der gesamten Bauzeit anwesend sein, ohne Urlaub und vor allem ohne Bezahlung. Es ist extrem komplex, wenn man es gut machen will und noch komplexer für Leute, die nicht aus der Branche kommen.

Das Problem liegt weniger in den grundlegenden Bautechniken, die man relativ schnell erlernen kann, sondern vielmehr im Zeitaufwand, der mit einer normalen Berufstätigkeit kaum vereinbar ist.

War das Projekt in Eigenregie finanziell trotzdem von Vorteil?

Der entscheidende Faktor in der Schweiz ist, dass Arbeitskraft sehr teuer ist und Baumaterialien im Prinzip zu billig sind. Das heisst, wegwerfen und ersetzen ist billiger als erhalten und reparieren.

Damit es finanziell lohnt, musste unsere Zeit also billig bis kostenlos sein. Wir mussten erkennen, dass Profis weniger Zeit benötigen und die Arbeit in besserer Qualität erledigen würden. Damit es funktioniert, muss man diese Zeit nach der Arbeit oder während der Ferien aufbringen können. In unserem Fall wurde das Projekt zu einer Art Vollzeithobby.

Damit das Projekt günstig wurde, hat auch mit dem Verwenden gebrauchter Materialien zu tun: Man kann in ein paar Stunden mithilfe des Internets viele gebrauchte Materialien und Möbel in gutem Zustand finden.



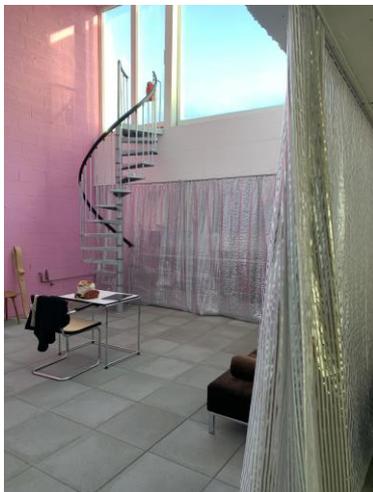
Das grosse Fenster war eines der wenigen Elemente, das zu kompliziert war, um es selbst einzubauen. © Guillaume Yersin

Der Re-Use war also eher ökonomisch als ökologisch motiviert?

Absolut, zumindest in diesem Projekt. Die Zeit, Gegenstände zu finden, sie zu zerlegen, zu reinigen und wieder zusammzusetzen, ist bei einem durchschnittlichen Stundensatz von 100 Schweizer Franken eigentlich unsinnig. Entsprechend sehen auch fast keine Firmen und Bauherren einen Mehrwert darin. In vielen europäischen Ländern ist das anders. In Frankreich oder Belgien beispielsweise gibt es viele Selbstständige und Pauschaltarife sind üblich, in denen die Arbeitsstunden nicht unbedingt gezählt werden. Das macht Re-Use deutlich attraktiver. Dasselbe gilt übrigens auch für den Selbstbau.

Als Architekt*in verbringt man die meiste Zeit am Schreibtisch. Wie haben Sie den Übergang von der sitzenden zur körperlichen Arbeit empfunden?

Man merkt schnell, wie anstrengend manche Arbeiten und wie schwer die Elemente sind. Es ist unbequem, auf Knien zu arbeiten. Man betrachtet nach einer solchen Erfahrung diejenigen, die tagein, tagaus körperlich arbeiten, mit anderen Augen und bekommt grossen Respekt. Wenn uns heute ein Maurer oder Tischler bei der Projektplanung sagt, dass ein Detail zu kompliziert sei, weil das entsprechende Bauteil schwer erreichbar ist, hören wir ihr oder ihm zu und wägen ab: Vielleicht ist dieses Detail am Ende gar nicht so wichtig? Beim Selbstbau ist uns bewusst geworden, wie viel Material tatsächlich verwendet wird. Beim Abriss des Innenraums zu Beginn der Bauarbeiten haben wir fast drei Tonnen Material entfernt. Das waren vor allem Rahmen, billige Trennwände, Gipskartonplatten und so weiter. Alles Materialien, die nur schwer oder gar nicht recycelbar sind. Da haben wir realisiert, was diese doppelten Striche auf unseren Plänen konkret bedeuten. Mehrschichtigen Materialien sowie Klebstoffe und Silikonfugen, die man nicht mehr trennen und wiederverwenden kann, ohne sie zu zerstören, wollen wir seitdem nicht mehr. Stattdessen haben wir «schöne» Materialien gewählt. Ästhetik ist eine der unterschätzten Grundlagen der Nachhaltigkeit. Denn was der Mensch schön findet, wird tendenziell als wertvoll empfunden, und dann gepflegt und erhalten.



Details ©Guillaume Yersin

Es gab und gibt Entwürfe für Wettbewerbe im sozialen Wohnungsbau, die modulare Wohnungen auf Selbstbaubasis vorschlagen. Dies würde die Preise sicher senken. Was halten Sie davon?

Das ist eine süssliche Fantasie. Diese Entwürfe verfehlen die Bedürfnisse der Zielgruppen. Für mich ist das eine prekäre, nicht zielführende Vorstellung. Man will billigen, aber nicht fertigen Wohnraum für benachteiligte Menschen anbieten, die oft schon mehrere Jobs haben, um sich finanziell über Wasser zu halten. Diese Personengruppe verfügt nicht über das Geld und die Zeit für ein solches Projekt. Selbstbau ist kein Ersatz für notwendige Unterstützung durch den Staat oder eine Stiftung. Um Zugang zu einer qualitativ

hochwertigen Unterkunft zu erhalten, sollte niemand zusätzlich arbeiten müssen. So sehe ich das und so besagt es auch das Recht auf Wohnen in der Schweiz.

Bitte verstehe uns nicht falsch. Im Rahmen eines Experiments in einer Eigentums- oder Mietwohnung wie beispielsweise im Zollhaus Zürich kann dieses Modell ziemlich interessant sein. Wohl auch, weil es immer ein wenig Idealismus voraussetzt. Das ist übrigens etwas, was Zürich vorbildlich macht: Sie unterstützen idealistische Projekte im Wohnungsbau allem voran bei Wettbewerben. In Genf ist dies leider noch nicht der Fall.

Was meinen Sie damit?

In Genf wird der Wohnungsbau mehrheitlich dem Privatsektor überlassen. So ist Wohnraum ausschliesslich zu einem Spekulations- und Renditeobjekt verkommen. In den letzten Jahren hat die Stadt dies aber erkannt und angefangen, Grundstücke anzubieten, um die Bildung von Genossenschaften zu unterstützen. Diese sind äusserst begehrt. So sehr, dass sich professionelle Immobilienentwicklungen sogar in den Bereich der Genossenschaften «eingeschlichen» haben. Die Immobilienwirtschaft macht alles, um ihre Monopolstellung zu erhalten.

Auch die Wettbewerbsverfahren für Genossenschaften sind nicht - zumindest bis heute - nicht so klar geregelt wie beispielsweise in Zürich. Sie sind nicht nach SIA 142 zertifiziert, die Jurys sind mitunter etwas trübe und die Vergabeverfahren manchmal grenzwertig. Aber man muss optimistisch sein. Wichtig ist es, Fehler zu erkennen und zu versuchen, den Kurs nach und nach zu korrigieren.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview wurde von Michelle Schneider geführt.